

Kleine Kirche groß: Vom Wachsenwollen und Kleinerwerden.

Erschienen in: Brennpunkt Gemeinde, Impulse für missionarische Verkündigung und Gemeindeaufbau, 4/2012, 126-130.

Huysburg im Harz, Oktober 2011: Bei einem opulenten Mittagmahl unterhalte ich mich mit einem Vertreter des Bistums Magdeburg über das Abnehmen. Nein, nicht das körperliche, sondern das unserer Institutionen. Wir diskutieren die jüngsten Zahlen, die Prozente und allgemein die Situationen in ländlichen Räumen. Und es herrscht eine seltene Form der Ökumene – nämlich vollständige Einigkeit. Der Tenor: Wir schrumpfen und die Dynamik des Rückgangs hat in den letzten Jahren gar noch zugenommen. Mit am Tisch: Eine katholische Pastoralreferentin. Sie ist jung, erst einige Jahre Christ: Auch sie schrumpft bei unserem Gespräch, wird immer kleiner – und rutscht unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Dann platzt es aus ihr heraus: Sie ist noch neu im Geschäft, motiviert und erlebt, dass Jugendgruppen wachsen. Sie kann dieses Gespräch nicht länger ertragen. Sie will nicht diskutieren. Rennt weg. Das ist ihr alles zu negativ und depressiv.

Frühjahr 2011. Ich bin eingeladen bei einem ländlichen Kirchenkreis. Dort gab es eine Strukturreform nach der anderen: Personalarückgang von 30% in den letzten 20 Jahren. Ich zeige die üblichen Karten und liefere Daten zu dem Phänomen der Peripherisierung. Es wird weniger – gesellschaftlich und kirchlich. Die Pfarrer nicken, sind bei der Sache und fühlen sich bestätigt. In der Kaffeepause rührt der Superintendent gedankenverloren in seiner Tasse: Er ahne schon, wie diese Zahlen wirkten. Wenn er Änderungen vorschläge, Visionen teile und Mission befördern wolle, würden ihm die Mitarbeiter genau das spiegeln: Es schrumpft doch eh alles, Herr Superintendent. Das haben wir noch mal bestätigt bekommen. Da kann man doch nichts machen!

Zwei Geschichten: Ganz anders und doch so ähnlich. Die reale Entwicklung der Kirchenmitgliedschaft, ein bloßes Faktum also: Einmal verdrängt, das andere Mal benutzt. Einmal als Motivationsbremse, das andere Mal als Ruhekissen.¹ Offenbar nicht einfach so auszuhalten. Jedenfalls nicht ohne weiteres? Ist es so schwer, Rückgang zu verkraften?

An dieser Frage ist die Soziologie bzw. die Sozialpsychologie interessiert. Schon 1932 hat eine Wiener Forschergruppe das kleine Fabrikdorf Marienthal untersucht. Dort hatte im Zuge der weltweiten Krise ein Großteil der Bevölkerung die Arbeit verloren. Wie wirkte sich dieser dramatische Verlust auf die Bewohner aus? Welche Langzeiteffekte ergeben sich für die Gesellschaft? Die Forscher förderten Erschreckendes zu Tage: Der Anspruchs- und Aktivitätsbereich reduziert sich merklich und die Zeit „zerfällt“. Nur noch etwa 20% der Bevölkerung blickte nach vorn, gerade die Männer verloren sich im Nichtstun und selbst Kinder waren in der Mehrheit „hoffnungslos ergeben“. Es entstand der „Eindruck einer als Ganzes resignierten Gemeinschaft, die zwar die Ordnung der Gegenwart aufrechterhält, aber die Beziehung zur Zukunft verloren hat“². Dass Marienthal gar nicht so weit weg ist, hat das Wittenberge-Projekt gezeigt: Soziologen und Ethnographen lebten für drei Jahre in der ehemaligen Industriestadt an der Elbe, die zwischen 1989 und 2010 von 30 240 auf 18 500 Einwohner schrumpfte, also 39% ihrer Bürger verlor. Der Rückgang habe, so Heinz Bude in seiner

¹ Aktionismus wäre eine andere zu beobachtende Reaktion. Vgl. zum Ganzen auch Schlegel, Thomas, „Weniger ist Zukunft“. Kirchliches Wachstum in Zeiten des Schrumpfens? In: Pompe/Hans-Hermann, Schlegel/Thomas (Hgg.), Mit Menschen gewinnen. Wegmarken für Mission in der Region, (Kirche im Aufbruch 2), Leipzig 2011, 145-171.

² Jahoda, Marie u.a., Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkung langandauernder Arbeitslosigkeit, Berlin 1975, 75.

prägnanten Auswertung³, zu einer sozialen Fragmentierung geführt. Es kam nicht zu einer Ausprägung von Ober- und Unterschicht, sondern es sei ein „eigendynamischer Prozess wechselseitiger Vergleichültigung, der eine Verinselung in unmittelbarer Nachbarschaft mit sich bringt“ zu erkennen: Eine „Welt voll ungesicherter Zwischenräume, prekärer Randlagen und belasteter Beziehungen“ (15). Hier entstünde „ein Europa jenseits von Gestaltung“ eine „lokale Devolution“. Der gesellschaftliche „Rest bleibt unter sich“ (21). Auf schrumpfende Regionen legt sich eine apathische Depression.

Von solch einer traurigen Stimmung in der Kirche kann nicht die Rede sein: Hier konzentriert sich das Schrumpfen auch nicht auf bestimmte geographische Räume. Die gesamtdeutsche Verteilung spült mehr Optimismus ins kirchliche System: In schwierigen Situationen nimmt die Mitgliederzahl rapide ab, in manchen Regionen ist sie stabil und an anderen Orten wachsen Gemeinden. Zudem gibt es Aufbrüche: Die EKD befindet sich in einer Reformdekade, vielerorten gehen Kirchengemeinden neue Wege, antworten kreativ und überzeugend auf die Herausforderungen. Nein, die kirchliche Situation ist anders als in Wittenberge und Marienthal: Kirche wächst. Kirche hat die Verheißung zu wachsen. Viele engagierte Christen setzten sich dafür ein. Und Kirche will wachsen, nicht nur die missionarisch Orientierten. Auch in der volksskirchlichen Breite will man lieber volle als leere Kirchen sehen, lieber 20 Taufen im Jahr haben als nur zwei und freut sich, wenn kirchliche Veranstaltungen angenommen werden. Wer will nicht Erfolg haben? Und bestätigt Wachsen nicht den Erfolg?

Ja, wenn auch selten offen kommuniziert, ist es wahrscheinlich so: Die Pfarrerin, in deren Gottesdienst jedes Jahr weniger Menschen erscheinen, erlebt es als Anfrage: An der Veranstaltung, an Kirche und Glaube generell und womöglich auch an ihrer Person. Wenn dann noch die Briefe vom Kirchenkreisamt auf den Schreibtisch flattern – mit den nächsten Bescheinigungen über den Kirchenaustritt; Und dann die jahrelang engagierte Küsterin erklärt, das sie sich künftig um ihren Mann kümmern muss und die junge Familie um die Ecke verzieht, weil die Chancen anderswo besser sind: Dann frustriert das. Gerade, wenn es Jahre so geht. Und gerade, wenn man wachsen will!

Wachsenwollen und Kleinerwerden. Es ist also diese Spannung, die Axel Noack mit seinem Bonmot vom „fröhlich kleiner werden und trotzdem wachsen wollen“ so treffend formuliert hat. Wir wollen wachsen – aber wir erleben als Kirche den Rückgang. Jedenfalls an vielen Stellen. Und an vielen Orten in der EKD. Ich möchte jetzt keine endlosen Zahlenreihen auflisten, nur einige seien aufgeführt: So hat die evangelische Kirche in den Jahren 2000-2010 insgesamt 10,22% ihrer Mitglieder verloren, ist von 26 613 732 auf 23 896 089 Christen geschrumpft. Die evangelische Kirche in Anhalt verliert im selben Zeitraum sogar 33,22% ihrer Mitglieder, die bayerische allerdings „nur“ 6,16%. Die Zahl der Kindertaufen bricht insgesamt stark ein: Wurden EKD-weit im Jahre 2000 noch 230 286 Kinder getauft, so waren es zehn Jahre später 174 164. Das entspricht einem Rückgang von 24,37%. Für die bayerische Landeskirche ist ein Minus von 19,88% zu verzeichnen und in Anhalt eines von 27,16%. Auch die Zahl der durchschnittlichen Gottesdienstbesucher ging zurück. So fanden 2000 4,1% der Kirchenmitglieder am Sonntag in die Kirche, 2010 waren es nur noch 3,6%. Und auch wenn Anhalt hier einen relativen Anstieg zu verzeichnen hat (2000: 4,4% und 2010: 4,8%), so ist dies eben kein absoluter: Denn es gingen am Sonntag durchschnittlich 2 188 Menschen in die Kirche, während es 2000 noch 2 786 waren. In Bayern übrigens gingen zum Millennium 5,5% zum Gottesdienst, 2010

³ Bude, Heinz, Wittenberge in Europa. Orte auf einem Kontinent der Ungleichzeitigkeit, in: Willisch, Andreas (Hg.), Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen, Berlin 2012, 13-23. Zu den Einwohnerzahlen siehe auch www.wittenberge.de (zuletzt besucht am 14.6.12).

dagegen nur noch 4,3%. Auf's Ganze gesehen schrumpft die Evangelische Kirche in Deutschland. Wir erleben einen großflächigen Rückgang und wollen wachsen. Das ist das Dilemma.

In der Psychologie nennt man eine solche Spannung „kognitive Dissonanz“. Die Theorie, die auf Leon Festinger⁴ zurückgeht, besagt, dass ein Störgefühl entsteht, wenn mehrere Kognitionen sich widersprechen, Wahrnehmungen und Überzeugungen zum Beispiel: Man glaubt an eine wachsende Kirche, erlebt aber das Gegenteil. In einer solchen Dissonanz will man die Kognitionen miteinander in Einklang bringen, also die Spannung reduzieren. Entweder werden die Überzeugungen so verändert, dass sie zur Wahrnehmung passen oder die Wahrnehmung so interpretiert, dass sie zur Überzeugung passt: Man gibt die Hoffnung auf Wachstum entweder auf oder versteht sie ausschließlich qualitativ oder verlagert sie in eine undefinierbare Zukunft: Schließlich ist jetzt die Zeit zur Aussaat, wer wann ernten wird, das bleibt ungewiss. Man kann aber auch an der Wahrnehmungsschraube drehen: Entweder versucht man sie weitgehend auszublenden, oder man selektiert, indem nur die wachsenden Bereiche gesehen werden. Beliebte ist auch der Rekurs auf den „Demografischen Wandel“. Das Verstörende an der Wahrnehmung wird mit diesem Zauberwort eingeebnet: Es schrumpfen ja sowieso alle.

Dass ich gerade letzteres als täuschende Dissonanzreduktion bezeichne, erzeugt sicher Widerspruch: Schließlich ist die Kirche ja tatsächlich vom demografischen Wandel betroffen! Aber Kirche schrumpft eben wesentlich rasanter als die Gesellschaft. So ist die deutsche Bevölkerung in der oben aufgeführten Dekade nur um 0,62% zurückgegangen, die evangelische Kirche hat dagegen 10,22% ihrer Mitglieder verloren. Wie kommt es zu dieser eklatanten Differenz? Dazu muss man das Mega-Wort „Demografischer Wandel“ etwas aufdröseln. Darunter verbergen sich nämlich die drei Einflussgrößen *Fertilität*, *Mortalität* und *Migration*. Alle drei Faktoren betreffen die Kirchen, allerdings in unterschiedlichem Maß. 1) Die Mitgliedschaftsentwicklung in den Gliedkirchen „leidet“ besonders unter der *Migration*: Die EKD profitiert kaum von dem Zuzug aus dem Ausland. 2) Die Kirchen haben mit weniger *Nachwuchs* in doppeltem Sinne zu kämpfen: weniger Kinder, aber vor allem weniger christliche Kinder. Die Ursache dafür sind zum einen die Austritte: Junge Erwachsene treten aus und tendieren dadurch weniger zur Taufe der eigenen Kinder. Die Religionssoziologen sprechen von dem „kohortenspezifischen Abbrucheffekt“: In der zweiten und dritten Generation verursachen die Austritte Schneeballeffekte; erst ist man konfessions- irgendwann religionslos.⁵ Außerdem wird der Glaube und die Mitgliedschaft auch in evangelischen Häusern immer weniger weitergegeben. Das traditionsgestützte Christentum ist auf dem Rückzug. Über all das sollte die Rede vom „Demografischen Wandel“ nicht hinwegtäuschen. Sich den Austretenden und Austrittswilligen zuzuwenden und vor allem denen die gute Botschaft zu bringen, die noch nie oder lange nichts davon gehört haben: von dieser Mission suspendiert auch die *Überalterung* der Gesellschaft nicht – von der 3) die Kirche zunächst noch profitiert!

Die Logik dieses Beitrags läuft auf ein Plädoyer *für* die Spannung hinaus: ungeschminkte Wahrnehmung *und* missionarische Leidenschaft. Ja, man könnte auch sagen: ungeschminkte Wahrnehmung *aus* missionarischer Leidenschaft heraus. Gerade der Wunsch, Menschen mit dem Evangelium zu erreichen, führt zunächst zu einer sorgfältigen Analyse: Wo schrumpft evangelische

⁴ Leon Festinger entwickelte seine Theorie aufgrund von Beobachtungen einer amerikanischen Sekte, die eine apokalyptische Flut erwartete, allerdings vergeblich. Vgl. *A Theory of Cognitive Dissonance*, Stanford 1957. Für diesen Hinweis danke ich meiner Kollegin Anna-Konstanze Schröder.

⁵ Vgl. u.a. Pickel, Gert, *Konfessionslose in Ost- und Westdeutschland - ähnlich oder anders?*, in: Pollack, Detlef / Pickel, Gert, *Religiöser und kirchlicher Wandel in Ostdeutschland 1989-1999*, Opladen 2000, 206–235.

Kirche besonders stark? In welchen Bereichen lässt sich ein Wachstum beobachten? Welche Gemeinden haben Zulauf? Warum? Welche Milieus erreichen wir (nicht mehr)? Wer verlässt die Kirche? Wie sieht es mit den Trends in anderen Ländern aus? Fragen über Fragen. Sie sollten gestellt und beantwortet, die Ergebnisse reflektiert und diskutiert werden – was ja auch schon vielfach geschieht. Ungeschminkte Wahrnehmung: nicht im Horizont der Legitimation eigenen Schrumpfens, sondern in der ungebrochenen Verheißungsperspektive, dass Gott auch 2012 möchte, „dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Tim 2,4).

Derartige Analyse dürfte zudem auch die Einschätzung der Phänomene verschieben: Denn klar wird, dass im Weltmaßstab der christliche Glaube keineswegs auf dem Rückzug ist. Es wird deutlich, dass die Christenheit wächst – in einigen Teilen der Welt rasant. Religion und Moderne sind keineswegs unvereinbar – wie die Europäer immer gedacht haben. Die BRICS-Staaten als die vielleicht kommenden Industrienationen lassen uns erahnen, dass der europäische Weg der Säkularisierung eventuell ein Sonderweg ist und zudem keine Einbahnstraße: Religion und Glaube kann auf das Tableau einer Gesellschaft zurückkehren. Und offenbar wird auch, dass Gemeinden mit einem größeren Grad an Verbindlichkeit, die zudem dem charismatisch-evangelikalen Spektrum zuzurechnen sind, höhere Wachstumsraten aufweisen. Traditionelle Konfessionen haben größere Probleme, ihre Mitglieder zu halten.⁶ Die Reflexion dieser Phänomene verschiebt die Einschätzung hierzulande: Es bleibt dann nicht das Rätsel des eigenen Rückgangs übrig, sondern vielmehr die Frage der Verteilung und ihrer immanenten Logik. Wie verteilen sich Schrumpfen und Wachsen geographisch und konfessionell? Gibt es dabei so etwas wie Gesetzmäßigkeiten? Oder theologisch angemessener: Lässt sich dem Handeln Gottes mit seiner Gemeinde in der Welt nach-denken – und was kann daraus gelernt werden?

4

Apropos Theologie: Unter den wenigen, die sich mit dem Wachsen der Gemeinde systematisch-theologisch auseinandergesetzt haben, findet sich Karl Barth. In seiner Versöhnungslehre führt er aus, dass wirkliche Kirche sich überhaupt nur dann ereigne, wenn sie wächst. Es gibt sie also gar nicht ohne Wachstum. Wie ist das zu erklären? Kirche ereignet sich für Barth immer dann, wenn die Heiligen Gemeinschaft haben (*communio sanctorum*). Da sie dann in den *sancta* (den heiligen Beziehungen, Gaben, Stellungen, Aufgaben und Funktionen) Gemeinschaft und daran Anteil haben, werden sie erbaut, also wachsen sie. „[A]ls Gemeinschaft der Heiligen *lebt* die Gemeinde. Wachsen ist ja der Ausdruck, der Vollzug und das Kennzeichen des *Lebens*.“⁷ Wachstum schließt nach ihm nun immer beides ein: extensives Wachsen, also die zahlenmäßige Zunahme der Gemeinde an Christen. Dieses – auch horizontal genannte – ist als solches notwendig, aber unvollständig. Denn es resultiert stets aus dem intensiven Wachsen. In diesem nehmen die *sancti* in ihrem Verhältnis zu den *sancta* zu, also wachsen vertikal. In dem horizontalen Wachstum nun, so meint Barth, offenbart sich seinerseits das intensive, wobei nicht jedes qualitative unweigerlich zu quantitativem führen muss. Es gibt auch „vermeintliche Stillstände“ oder „scheinbar rückläufige Entwicklungen“ trotz eines inneren Zunehmens an den *sancta*. Aber dennoch darf man aus der sachlichen Vorordnung das quantitative Wachstum nicht nach hinten rücken. Denn es ist *notwendig*, da es ohne es gar keine Gemeinschaft, also auch kein intensives Wachstum gäbe! So gesehen ist es faktisch seinerseits vorgeordnet. Interessant wäre, Barths Verhältnis der beiden Wachstumsformen einmal auf das Schrumpfen, also das negative Wachsen, anzuwenden. Da müsste eben genannter Satz, unter Hinzufügung einer

⁶ Aus der Fülle möglicher Verweise sei hier nur auf das Einleitungskapitel von Grace Davie, *The Sociology of Religion*, 3. Aufl., Los Angeles u.a. 2011, 1-21.

⁷ KD IV,2 §67, 736. Vgl. den ganzen Abschnitt „Das Wachstum der Gemeinde“ a.a.O., 725-747.

weiteren Negation, wohl so lauten: Nicht jeder zahlenmäßige Rückgang offenbart seinerseits das qualitative Schrumpfen, aber jede Einbuße an vertikalem, geistlichen Wachstum führt zu einem quantitativen Weniger. Lässt die derzeitige „Mitgliederkrise“ Rückschlüsse auf die „Orientierungskrise“ (Wolfgang Huber) zu?

Doch im Nachdenken über diese Fragen erschöpft sich nicht das, was jene Spannung von „Wachsen wollen“ und „kleiner werden“ freisetzt. Denn das Erleben des Kleiner Werdens ist für nicht wenige Gemeinden auch ein Erleiden. Es ist verbunden mit Abschieden. So wie in der Trauerarbeit ist neben der intellektuellen Auseinandersetzung die Emotionalität, das Zulassen von Gefühlen, auch Depression und Aggression wichtig. Aber sie bleiben Durchgangsstadium. Trauer ist keine Larmoyanz. In der letzten Phase nach dem Verlust kommt es zu einem neuen Selbst- und Weltverhältnis. Man denkt mit der Situation, in der man steht, nach vorn – nicht mehr an ihr vorbei. Dass dies nicht nur für die individuelle Trauer zutrifft, sondern durchaus auch für Regionen oder Kollektive, lässt wieder Wittenberge erahnen. Dort mühen die Verantwortlichen sich redlich, mit jedem Förderprogramm die gute alte Zeit aufs Neue zu inszenieren. „Die Leute scheinen davon unberührt. [...] Die Wundertäter kommen und gehen, der Abschied von gestern bleibt bestehen. Es ist Zeit, Inventur zu machen und sich um das zu kümmern, was ist und bleibt.“⁸ Sich auf das konzentrieren, was man hat – und nicht orientieren an dem, was einst blühte und lebte. So umschrieb erst vor wenigen Wochen der Inspektor eines hiesigen Gemeinschaftswerkes den Gesinnungswandel, den er bei einigen der kleinen, überalterten Gemeinden im Osten beobachtete. Sie schauen auf das, was noch ist und versuchen, damit bescheidene Schritte zu gehen.

Aber auch das besonnene Handeln und das Arbeiten mit dem Weniger ist nicht einfach. Wie soll man denn auf das Weniger antworten? Vor einigen Jahren hat eine Studie untersucht, wie die Politik auf den demografischen Wandel antwortet. Sie fand heraus, dass im wesentlichen drei Strategien leitend waren: 1) *Gegensteuern*: Diese Strategie setzt darauf, das Schrumpfen aufzuhalten oder ihm entgegenzuwirken. Man pumpt mehr Geld ins System, belässt aber alles, wie es je war. Wo das überhaupt noch möglich ist, verzögert es nur den Trend und hält ihn nicht auf. 2) *Anpassen*: Die Infrastruktur wird an weniger Nutzer angepasst oder es vergrößern sich die Einzugsgebiete. Diese Strategie akzeptiert das Schrumpfen, re-agierte aber lediglich und muss den Zahlen immer hinterherhinken. 3) *Innovation*: Projekte dieser Kategorie „setzen nicht an den Folgen einer Entwicklung an und suchen diese zu *berichtigen* – etwa mangelnde Industrieansiedlung durch die vorseilende Einrichtung von Gewerbeparks, die dann leer bleiben. Sie organisieren vielmehr *an der bestehenden Schrumpfung vorbei neues Handeln*, das nicht primär Symptome mildern muss, sondern das eine neue Dynamik schafft, die dann einen Abwärtstrend umkehren kann.“⁹ Im Prinzip ist dieser dritte Weg ein intelligentes Schrumpfen. Weil in der Reduktion bereits das Potential für eine neue Stärke liegt.

Intelligentes Schrumpfen, was heißt das in der Kirche? Was kann man weglassen? Was ist unaufgebbar – sozusagen das Identitätsbildende?¹⁰ Man kann auch fragen, woraufhin man denn Schrumpfen soll. Jedes Moment einer Kontraktion, das Reduzieren und das Weglassen setzen eine Richtung voraus: Meist zieht sich alles in der Mitte zusammen. Daraufhin schrumpft man, auf den

⁸ Bude, Wittenberge, 16.

⁹ Weber/Andreas, Klingholz/Reiner, Demografischer Wandel. Ein Politikvorschlag unter besonderer Berücksichtigung der Neuen Länder, Gutachten erstellt vom Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, Berlin 2009, 11.

¹⁰ In theologischer Hinsicht fragt das Michael Herbst, Das Unaufgebbare, (Aufatmen ...).

Kern, das Wesen, das Eigentliche. Die Ränder, die Extremitäten, sind zweitrangig. Man kann auch ohne Finger leben, aber nicht ohne Herz. Das stellt die Frage: Wo liegt in der Kirche das wesentliche, *woraufhin* man zurückschrumpfen soll? Ist es das Grundprogramm, das protestantisch Bewährte: Der agendarische Gottesdienst, das Weihnachtsfest, der Pfarrer, die Parochie? Aber liegt in diesen klassischen Markern der Institution Kirche das Innovationspotential für die Zukunft?

Vor einigen Jahren schrieb der Zürcher Systematiker Ingolf U. Dalferth einen anregenden Aufsatz mit dem Titel „Die Mitte ist außen“¹¹. Auch wenn er sich zum „Wirklichkeitsbezug evangelischer Schriftauslegung“ äußerte, ist das Bild in unserem Zusammenhang erhellend: „Die Mitte ist außen“. Nicht nur, dass für gesellschaftliche Systeme im allgemeinen gilt, dass Innovationen meist an den Rändern entstehen. Sondern aus theologischen Erwägungen heraus muss es heißen: „Die Mitte ist außen“. Denn im Außen findet Kirche ihre Mitte. Bei den anderen, denen sie das Evangelium weitersagt, ist sie zutiefst bei sich selbst. Ihre Mitte, die Nachricht von der Rechtfertigung des Sünders, verweist Kirche immer an die Ränder, theologisch und organisatorisch: Weil die Kirche zu den Heiden gesandt ist, denen sie predigen und sie zu Jüngern machen soll. Wenn man also nach einem intelligenten Schrumpfen fragt, einem, das sich auf die Mitte hin konzentriert, wird man raten, dahin zu schrumpfen, wo Kirche missionarisch ist. Wo sie am meisten Berührung mit dem Außen hat, da ist sie am ehesten bei ihrem ureigensten Auftrag. *Intelligentes Schrumpfen ist also immer eine Konzentration auf die missionarische Dimension von Kirche.*

Zwei Erkenntnisse durchziehen den letzten Abschnitt: 1) In den aktuellen Schrumpfungsprozessen benötigt evangelische Kirche Orientierungsbilder. 2) Diese müssen theologischer und geistlicher Natur sein. Es genügt nicht, allein *strukturell* zu *reagieren*. Wenn Kirche in die Zukunft denkt, muss sie *theologisch und geistlich agieren*. Aber dazu braucht sie Leitbilder einer künftigen Gestalt. Doch kann es Visionen vom „Schrumpfen“ geben, die motivieren? Ist „organisatorischer Rückbau“ etwas, was anspornt, nach vorn zu denken? Sicher nicht. Denn nicht das „Klein Sein“ ist ja das emotionale Problem, sondern das „Kleiner Werden“. Der Prozess des Zurückgehens ist frustrierend, weil man nicht beobachtet, dass wenig da ist, sondern dass es dauernd weniger wird. Problematisch ist dies besonders, weil die Reduktion dem Bild der Fülle, und damit der Vergangenheit verpflichtet bleibt. Es entsteht ein Phantomschmerz. Manchmal beschleicht mich der Eindruck, als durchweht der Geist des 19. Jahrhunderts noch unsere Gemeinden, Kirchenämter und vor allem unsere hauptamtlichen Köpfe. Da lebt noch das Bild einer obrigkeitlich verfassten Kirche, zu der alle gehören: 100%-ig. Als Orientierung ist dies fatal, weil es heute nur Depression und Frustration auslösen kann. Deshalb die Frage: Gibt es verlockende Bilder von Kirche in dem Zustand, auf den wir zugehen? Gibt es Visionen einer Christenheit, die klein, aber kraftvoll ist? Zweifellos, die gibt es zuhauf. Jesus erzählt von dem wenigen Salz, das in der Welt Großes bewirken kann. Er vergleicht das Reich Gottes mit dem kleinsten aller Samenkörner, dem Senfkorn. Und er zieht geistliche Parallelen zum Sauerteig, „den eine Frau nahm und unter einen halben Zentner Mehl mengte, bis es ganz durchsäuert war“ (Mt 13,33). Diese Vergleiche bleiben bei ihm nicht nur Prosa. Seine wenigen Jünger und Apostel sind ausgeschwärmt. Sie haben in seiner Kraft die Welt verändert. Auch in der Kirchengeschichte waren es nicht immer viele, die großes bewirkt haben. Und in der ehemaligen DDR wissen wir zu erzählen, was es heißt, wenn Wenige den Aufbruch wagen. Offenbar lehrt schon unsere Tradition genug, um zu wissen, dass Klein-Sein Groß-Sein bedeuten kann. Eine Kirche des Weniger kann in den

¹¹ Die Mitte ist außen. Anmerkungen zum Wirklichkeitsbezug evangelischer Schriftauslegung, in: Landmesser, Christof u.a. (Hgg.), Jesus Christus als die Mitte der Schrift. Studien zur Hermeneutik des Evangeliums, Berlin New York 1997, 173-198.

entscheidenden Dingen eine Kirche des Mehr sein. Intensives Wachstum wird extensives bewirken nicht *vice versa*. Es muss also nicht Angst machen, wenn wir auf das Klein-Sein zugehen. Die derzeitigen Schrumpfungsprozesse sind keine Krise, wie Paul M. Zulehner bemerkt, sie sind eine Phase des Umbaus. Die Kirchengestalt ändert sich. Dies ist sicher schmerzhaft, aber auch Organisationen können aus der „*Kraft einer Vision*“ neu auferstehen.¹² Mit dieser Hoffnung können die nackten Zahlen vielleicht irritieren, aber keine Ängste mehr auslösen. Das Schrumpfen hat dann traurige Momente des Abschieds, aber muss nicht dazu führen, dass man behäbig verteidigt, was vermeintlich schon immer so war.

¹² Vgl. dazu Paul M. Zulehner, *Kirchenvisionen. Orientierung in Zeiten des Kirchenumbaus*, Ostfildern 2012, hier 11.